Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **23 (1941)**

Heft 9

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 28. Februar 1941. Erscheint jeden Freitag 23. Jahrgang Nr. 9

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.80, halbjährlich Fr. 6.10 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 14.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur**

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 7 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wir lesen heute:

Das Bundesgesetz über die Heimarbeit
Die Haufrau als Versorger der Familie
„Unschätzbare Dienste"
Im Hintertreffen —
Erziehung zur Härte

Wochenchronik

Inland.

Zu Ende der letzten Woche sprach **Bundesrat Etter** in einer Radioansprache über das Programm der **Feier zum 650jährigen Bestand unserer Eidgenossenschaft.** Sie wird in der Nacht vom 31. Juli zum ersten August mit einem Fackellauf beginnen. Um Mitternacht soll auf dem Rütli durch die Landammänner der drei Urkantone das eidgenössische Feuer entbrannt werden, an welchem Feuer dann die Fackelläufer aller Kantone ihre Fackeln entzünden, um sie hernach in einem Staffettenlauf in die Hauptorte der Kantone zu tragen und daran die Feuer der kantonalen Feiern zu entfachen: „Feuer vom Rütlifeuer, darmit die Flamme, die unsere Väter vor 650 Jahren im Herzen der Urschweiz entzündeten, in allen Gliedern unserer Eidgenossenschaft weiter brenne." Die zentrale Bundesfeier wird in Schwyz stattfinden, sie wird aber durch Radio und Lautsprecher auf alle Bundesfeierplätze der Kantonshauptstädte übertragen, so daß die Bundesfeiern aller Kantone mit der zentralen Feier in Schwyz in organischer Einheit zusammenklingen.

Eine große öffentliche Kundgebung im **Zürcher** Kongreßgebäude letzten Montagabend diente der Aufklärung und Popularisierung des **Luftschutzgedankens.** Wohl zum erstenmal erfuhr man dabei, daß die zuständigen Stellen schon seit Jahren sich nicht damit begnügten, aus ausländischen Quellen stammende Berichte zu verwerten, sondern, daß schweizerische Beobachter bereits nach Spanien und dann nach Finnland gesandt wurden und daß ein schweizerischer Fachmann im November und Dezember des vergangenen Jahres auch in England Gelegenheit hatte, den Luftkrieg in allen seinen Formen aus nächster Nähe zu beobachten. Dabei ergab sich, daß die bei uns aus eigener Ueberlegung ergriffenen Maßnahmen sich weitgehend decken mit den aus der direkten Praxis des Luftkrieges sich ergebenden Erfahrungen.

In der Sache der **kantonalen Durchführung des militärischen Vorunterrichts,** dessen Regelung auf eidgenössischem Boden bekanntlich am 1. Dezember letzten Jahres von unserem Volke abgelehnt worden war, hat der Kanton **Zürich** eben einen ersten Schritt getan. Die zürcherische Militärdirektion legte letzte Woche einem großen Kreise von Interessenten die Richtlinien dar, nach welchen die körperliche Ertüchtigung unserer Jugend auf einheitlicher Grundlage zusammengefaßt und durchgeführt werden soll. Zur weitern Verfolgung wurde ein großes Komitee aus Vertretern aller an der Frage interessierten Verbände gebildet.

Ueber den Stand der **Emigrantenfrage** und der **Arbeitslager** hat kürzlich das eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement eine weitere Oeffentlichkeit orientiert. Darnach befinden sich bei uns noch ca. 5900 Emigranten, die auf irgendeine Möglichkeit zur Weiterreise warten, während weitere 1400 die vorläufige Erlaubnis zum Hierbleiben haben, vor allem die über 60jährigen.

Der **Kampf** gegen die **Royal-Initiative** geht mit Nachdruck weiter. Kaum hört man von irgendeiner befürwortenden Stimme, dagegen sprechen sich die allerverschiedensten Organisationen, Parteien, Körperschaften und Vereine mit Vehemenz gegen diese unsere Volksgesundheit aufs neue bedrohende schädliche Initiative aus.

„Die Ernährung der Schweiz ist gesichert" — unter diesem Motto **orientierte letzte Woche** Professor von Gonzenbach an einer Pressekonferenz die schweizerische Oeffentlichkeit über den **Stand** unserer **Ernährungslage** nach dem **Plane Wahlen.** Die Kommission für Kriegsernährung hat festgestellt, daß die geplante Ernährung in jeder Beziehung den menschlichen Bedürfnissen entspreche und zweifellos reicher an Vitaminen und Mineralsalzen sei als die Vorkriegsnahrung und somit den Gesundheitszustand nur günstig beeinflussen werde.

Ausland

Mit einigen offiziellen Dementis ist, wie vorauszusehen, den sehr schüchternen Friedenshoffnungen der Welt ein rasches Ende bereitet worden. Das **Friedensvermittlungsangebot Japans** an **England** war in so dehnbarer Form gehalten, daß es je nach Bedarf so oder auch anders gedeutet werden konnte. Und als von England aus abgewinkt wurde, konnte Japan frisch darauf los behaupten, daß es überhaupt nie an eine solche Vermittlung gedacht habe. (Wohl möglich, daß hinter der ganzen Sache doch ein Abtasten Deutschlands nach etwaigen Friedensmöglichkeiten steckt, trotz Japans Versicherung, daß Deutschland nicht darum gewußt habe.) Im englischen Unterhaus hat dieser Tage Unterstaatssekretär Butler gegenüber jedem Gedanken eines etwaigen Kompromißfriedens unter dem Beifall des Hauses erklärt, daß da, „wo es nicht nur um territoriale oder materielle Güter, sondern um die Zukunft der ganzen Menschheit gehe, keine Rede sein könne von Kompromissen oder Verhandlungen".

Ein anderes Dementi betrifft die Gerüchte über eine angebliche **Friedensvermittlung** (wohl nach dem Muster des russisch-finnischen Friedens!) zwischen **Italien** und **Griechenland** durch Deutschland. Trotzdem wollen solche Gerüchte nicht verstummen, angesichts der Bereitschaftsstellung von gegen 450.000 Mann deutscher Truppen in Rumänien ja auch nicht weiter verwunderlich. Denn Deutschland hat damit ein Druckmittel in der Hand, dem gegenüber Griechenland sozusagen machtlos ist. Ob ihm England soweit zu Hilfe kommen kann oder will, um die deutschen Truppen bei Saloniki wirksam abzuwehren, ist eine Frage. Andererseits muß natürlich England daran gelegen sein, den Kriegszustand in Griechenland aufrecht zu erhalten, da ihm damit wichtige Stützpunkte im östlichen Mittelmeer wie namentlich auch Landemöglichkeiten für seine Truppen und damit Herstellung einer Landkriegsfront gegen Deutschland zur Verfügung stehen. Um solche Möglichkeiten abzuwehren oder gar ihnen zuvorzukommen, hat ja Deutschland voraussichtlich seine Truppen in Rumänien stationiert und den Durchmarsch durch Bulgarien vorbereitet.

Allerdings setzt nun derartigen Behauptungen Deutschland eben ein offiziöses Dementi entgegen. **Bulgarien** sei ein mit Deutschland eng befreundeter Staat und Deutschland würde nichts unternehmen, was diese Freundschaft stören könnte. Von einem

(Fortsetzung siehe Seite 2.)

Eine amerikanische Persönlichkeit:
Dorothy Thompson

Von Annemarie Clarac-Schwarzenbach.

Viele unserer Leser werden schon Reiseberichte oder Bücher der weitgereisten Journalistin Annemarie Clarac-Schwarzenbach gelesen haben. Wir freuen uns, an dieser Stelle den uns soeben aus U. S. A. zugegangenen Originalartikel veröffentlichen zu können. Frau Clark führt von nun an auch als Schriftstellerin ihren eigentlichen Namen Clarac. Red.

„In den Artikeln, die ich schrieb, habe ich oft von Dingen gewarnt, die innerhalb der internationalen Situation geschehen würden. Und sie sind geschehen. Daran ist nichts, was durch eine prophetische Gabe erklärt werden müßte. Ich bin Journalistin, und eine Schülerin der Politik. Es ist meine Arbeit, das Verhalten menschlicher Gesellschaften zu beobachten. Es ist meine Arbeit, Tatsachen und Informationen zu sammeln."

Diese Sätze sind aus einer Radio-Rede frei übersetzt, die Dorothy Thompson am 2. November 1940, zwei Tage vor der amerikanischen Präsidentschaftswahl, in der Columbia Broadcasting Company in New York gehalten hat. Wer in jenen Wochen der Wahlkampagne die Reden und Artikel der berühmtesten Journalistin Amerikas verfolgte, mußte sich fragen, wie sie mit einer solchen Unsumme von Arbeit fertig werden konnte. In ihrem Bureau, auf der Redaktion der Tageszeitung „New York Herald Tribune", stellte ich diese Frage einer ihrer Sekretärinnen, welche mir lächelnd antwortete: „Das ist kein Geheimnis, Mrs. Thompson und wir alle arbeiten praktisch Tag und Nacht." — Das war an einem Samstagvormittag, und Mrs. Thompson war über Weekend auf dem Land. Wie die meisten konzentriert arbeitenden Menschen ist sie nie abgehetzt und hat es selten eilig, — oder läßt es jedenfalls die anderen nicht merken. Als ich Mrs. Thompson, im Jahre 1937, zum erstenmal sah, hatte sie mich zum Tee in ihre Wohnung am Central Park eingeladen. Nachdem ein zweiter Gast sich verabschiedet hatte, fand sie zwei Stunden Zeit, um sich mit mir zu unterhalten. Trotzdem wird häufig behauptet, Dorothy Thompson sei eifersüchtig auf ihren Ruhm, und verhalte sich unkollegial besonders zu Frauen. Ich glaube vielmehr, daß besonders Frauen auf den Ruhm ihrer großen Kollegin eifersüchtig sind....

Dorothy Thompson ist mit dem Schriftsteller Sinclair Lewis verheiratet. Es gingen einmal Gerüchte um, sein Buch „Das ist bei uns nicht möglich" sei zum größeren Teil von seiner Frau geschrieben, — aber dafür dürfte ihre Zeit vielleicht doch nicht ausreichen, — und wenn sie etwas zu sagen hat, sagt sie es in ihrer wöchentlich dreimal in der „Herald Tribune" erscheinenden Spalte „On the record" oder schreibt selbst ein Buch. Die Titel ihrer bisher erschienenen Bücher sind: „I saw Hitler", „Refugees", „The new Russia", „Political Guide", — und ein ihrem einzigen Sohn gewidmetes Kinderbuch „Once on Christmas".

Ihr Sohn, Michael, ist jetzt zweiundzwanzig Jahre alt. Als er während der Wahlkämpfe im letzten Sommer einmal empört über den Mißbrauch demokratischer Mittel und Wege von einer Tagung der Republikanischen Partei zurückkam, die er aus Protest mitten während der Sitzungen verlassen hatte, stellte seine Mutter ihm ihre Spalte für einen Artikel zur Verfügung.

Dorothy Thompson selber hatte in ihrer Jugend keinen so leichten Start. Sie ist die Tochter eines Methodisten-Pfarrers, wurde 1893 geboren, beendete die Kurse der Syracuse-Universität 1914, mit der Absicht, Lehrerin der englischen Sprache zu werden, arbeitete dann in Organisationen für Frauenstimmrecht. Zwei Jahre lang saß sie in einer Reklame-Firma, 1919 arbeitete sie für ein Wohlfahrtsdienst-Projekt in Cincinnati. Und 1920 reiste sie nach Europa, um endlich ihrem alten Wunsch Genüge zu tun: die politischen und sozialen Beziehungen des Auslands zu studieren.

Ihre journalistische Karriere begann zufällig, und auf eigenartige Weise: Sie lernte auf der Ueberfahrt Zionisten kennen, die zu einer zionistischen Konferenz nach London fuhren. Dorothy überzeugte die Agentur „International News" von der Wichtigkeit, über diese Konferenz zu berichten. Kurz darauf erhielt sie in Irland das einzige Interview von Mc Sweeney, dem berühmten Hungerstreiker und Bürgermeister von Cork. In Paris tat sie Publizitätsarbeit für das Rote Kreuz. Dann erhielt sie ihren ersten festen Auftrag als Korrespondentin des „Philadelphia Public Ledger", war in Wien, Polen, Berlin, leitete das Bureau für Zentraleuropa des „Ledger". Als sie 1928 in die Vereinigten Staaten zurückkehrte, war sie eine der besten Kennerinnen europäischer Politik, und bald an der Spitze der amerikanischen Journalisten. Ihre für die „Herald Tribune" geschriebenen Artikel werden in 166 amerkanischen Zeitungen abgedruckt.

Amerika war an Dorothy Thompsons Berühmtheit seit über zehn Jahren gewöhnt. Man kannte sie als eine temperamentvolle Gegnerin von Präsident Roosevelt, dessen Innenpolitik sie scharf kritisierte. Aber ihre Kritik richtete sich weniger gegen Roosevelts liberale Haltung in der Durchführung eines Programms sozialer Reformen, deren Notwendigkeit sie immer anerkannt hat, als gegen den Mißbrauch von Roosevelts liberaler Toleranz durch extrem linke Führer von Parteien und Gewerkschaften, und extrem rechte Führer von mächtigen Kapital- und Industriegruppen. Amerika kannte Dorothy Thompson ferner als leidenschaftliche Antifascistin, welche europäische Ereignisse präzis analysierte und voraussagte bis zur Schwelle des zweiten Weltkriegs, von dessen Kommen in den U. S. A. kaum jemand wirklich überzeugt war. — Und Dorothy Thompson war endlich nicht nur der „Star" der amerikanischen Journalistik, sondern auch der Stolz der Republikanischen Partei, der sie angehörte.

Das Kriegsjahr und U. S. A.-Wahljahr 1940 brachte ihrer Laufbahn eine entscheidende Veränderung: Mrs. Thompson unterstützte während der Wahlkampagne die dritte Kandidatur von Präsident Roosevelt mit allen hervorragenden Mitteln, die ihr zur Verfügung stehen.

Die Ueberraschung in Amerika war groß. Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß keine einzelne Persönlichkeit, abgesehen von den beiden Kandidaten selber, im Wahlkampf einen größeren Einfluß ausgeübt hat als Mrs. Thompson. Die Gründe für ihre „Schwenkung" hat sie deutlich genug ausgesprochen: der über Nacht sozusagen zufällig, übrigens auch entgegen den Absichten der orthodoxen Republikaner, zu Popularität gelangte republikanische Gegenkandidat Roosevelts, Wendell L. Willkie, ist ein politischer Dilettant. Die Vereinigten Staaten können sich am Vorabend schwerer außenpolitischer Entscheidungen innerpolitische Experimente nicht leisten. Roosevelts außenpolitische Linie ist die einer durch unleugbare Interessengemeinschaft gebotene enge Zusammenarbeit mit Großbritannien, das durch seine Verteidigung gegen die Aggression der Achsenmächte die vorderste Linie auch der amerikanischen Verteidigung hält.

Mrs. Thompson kehrte mit dieser Ueberzeu-

Das Unglück der Erde war bisher, daß zwei den Krieg beschlossen und Millionen ihn ausführten und ausstanden, indes es besser, wenn auch nicht gut gewesen wäre, daß Millionen beschlossen hätten und zwei gestritten. Jean Paul.

Michael Loser

5

Von Dorette Hanhart

— Es ist unglaublich, in welch stumpfer Gleichgültigkeit, ja seelischer Roheit die meisten Menschen ihre Geschäfte verrichten. Kam da mal so ein armer Teufel herein, in seiner Unschuld dünkte ihn eine Herberge eben eine Herberge. Ihn dürstete, vielleicht hungerte ihn auch, was weiß ich. Es war Winter. Als er dort jenen Vorhang zurücktrug, mochte ihm die Wärme höchst angenehm erscheinen. Er blieb an der Türe stehen, schaute sich um, ich saß ziemlich nahe und konnte deshalb genau sehen, wie zuerst den und kindlich er lächelte. Er sah ein bißchen sonderbar aus, es ist wahr, so furchtbar mager, klein und dürftig. Der Anzug schlotterte ihm um die Glieder, dabei trug er einen Sack auf dem Rücken. Vielleicht steckte darin sein Hab und Gut. Mochte sein, daß er Arbeit suchte, ich weiß es nicht. Aber in diesem kleinen, mageren Gesicht — er trug auch einen blonden, hängenden Schnurrbart, der wie aufgeklebt schien — also in diesem Gesicht standen zwei hellblaue, erstaunte, freundliche Augen und die schauten rund herum. Es war ziemlich besetzt, das ist wahr, aber immerhin mochten verschiedene Stühle frei sein. Ehe der kleine Mann einen Schritt in den Saal tun konnte, den Sack hatte er beschieden vor sich hin gestellt, stürzte nicht nur einer, nein zwei von diesen bestackten Herren herbei, redeten auf den Kleinen ein und schoben ihn langsam dem Ausgang zu. Ich sah, wie er mit einer demütigen Gebärde den Sack aufnahm, wie seine hellblauen Augen ängstlich von einem zum andern blickten, offenbar verstand er gar nicht, was man von ihm wollte.

Ja, dann fand ich es an der Zeit, ein Wort mitzusprechen. Vielleicht sprach ich lauter, als es den Herren angenehm war. Es schadete nichts. Ergebnis: der kleine Mann saß an seinem Tisch und wurde vorzüglich bedient. Und mit mir geht man seither um wie mit einem gefährlichen Tier, dessen Tücke man fürchtet. Es ist immer dasselbe: die Uniform! —

— Wie? — fragte Michael.

— Ein ferner Bekannter von mir war während des letzten Krieges Marineoffizier. Im bürgerlichen Leben beachtete ihn niemand, trotzdem er es weiß Gott verdient hätte. Da wurde nun eines Tages ein vaterländisches Fest in Szene gesetzt, mit Prunk und Glanz, versteht sich. Mein Bekannter wurde in seinem stillen Dasein aufgestört. Er war wegen der Uniform eine wichtige Person bei dieser Aufmachung. Gut, er machte die Maskerade mit. Wie spaßig! Alle die ihn in seinem glänzenden Aufzuge gesehen, bewarben sich später um seine Bekanntschaft. —

— Erbitterte es ihn? —

— Keineswegs. Er nimmt sie als Kinder, die Freude haben an Flitterzeug und die weglaufen, wenn ein anderer noch mehr davon aufweisen kann. —

— Was macht Frau Agate? —

— Sie denken wohl, daß ein Ehemann diese Frage ohne weiteres beantworten kann? —

Michael lachte.

— Was ist mit davon bekannt in meinem Junggesellendasein! —

Da sagte Martin:

— Wie wenig wissen wir im Grunde von uns, geschweige vom andern. Einmal wollen zwei dasselbe. Ein Wunsch erhebt sich mitten aus dem schlafenden Heere. Er wird lebendig, drängt ungestüm zum Licht und beunruhigt die ganze friedliche Welt in uns. Man verhilft ihm zur Erfüllung, denn man möchte letzten Endes wieder mal seine Ruhe haben. So werden Taten geboren. Jede Geburt ist ein Abschluß. Hernach sind wieder andere Kräfte am Werk. —

Michael dachte daran, daß er vor wenigen Stunden zu Christine ähnliches gesprochen. Man kann schreien, ohne vom liebsten Menschen gehört zu werden. Man versteht sich nur vollkommen, wenn man sich zufällig im gleichen Erleben trifft, wenn eigenes Glück, eigene Not mit der des andern zusammen fällt. Gerade darin liegt eine fragenhafte Schadenfreude des Lebens.

Michael war so in seine Gedanken vertieft, daß er Martins leidenschaftliche Versunkenheit nicht beachtete. Sie brachen zusammen auf, reichten sich aber vor der Türe die Hand und jeder verschwand in einer anderen Richtung.

*

Michael ging auch jetzt noch nicht nach Hause. Er hatte das lächerliche Gefühl, daß ihn beim Betreten seines Zimmers eine Trockenheit des Herzens anfalle, daß die wunderbare Bewegtheit, die heute den ganzen Tag um ihn schwebte, dort rascher als anderswo ausgelöst würde. Die fraulichen Ausstrahlungen Christinens waren in seine Poren eingedrungen. Das erfüllte ihn ganz und gar. Die Sonne schien noch seine Haut zu erwärmen.

Sie waren bei Zeiten aufgebrochen, Christine und er. Sie hatten sich an der kleinen Vorstadt-Station getroffen, um mit dem Zug gleich aus der Stadt herauszukommen. Er war sonst ein Langschläfer, er verabscheute die frühen, nüchternen Morgenstunden. Mißtrauisch betrachtete er sich bei diesem ungewohnten Unternehmen. Aber als er erst einmal draußen auf der Straße stand und die herbe Frühluft atmete, entzückte er sich mehr und mehr an dem unverbrauchten, erwachenden Leben. Und da stand auch schon Christine, im blauen Rock und kurzer Jacke. Sie trug eine Mütze, die gefiel ihm ausnehmend gut. Sie unterstrich noch ihre knabenhaft schmale Erscheinung. Weiß der Himmel, das mußte ein gesegneter Tag werden. Sie waren beide so munter. Christine sagte:

— Die armen Kinder, die nun in engen Schulbänken den Tag vertrauern. —

Und sie lachten über jede harmlose Bemerkung. Sie erzählten sich Schulerlebnisse; Michael erinnerte sich plötzlich wieder an lustige Ereignisse aus Studentenjahren. Wenn er aufhören wollte, bat sie:

— Ach weiter, weiter, es ist so vergnüglich. —

Sie schien überhaupt Eile zu haben, alles zu erfahren aus seinem Leben. Sie hatte eine eindringliche Art zu fragen, gab sich nicht leicht zufrieden, mahnte immer wieder:

— Das geschah also dann und dann, ja aber vorher. Erzählen Sie doch langsamer. Als Sie sechs Jahre alt waren, konnten Sie eifersüchtig sein, wenn jemand Ihre Mutter in Anspruch nahm. Nein, das finde ich allerliebst. —

Alles schien sie brennend zu fesseln, die kleinste Sache. Und wie er sich aufschloß! Wie er ins Plaudern kam! Das erwartete er nicht von sich. Sie gingen schon mehr als zwei Stunden. Christine schien keine Müdigkeit zu kennen. Und dann speisten sie in einem kleinen Wirtshaus. Da wurden sie erst recht heiter. Christine betrachtete die Gabeln mit dem schwarzen Holzgriff, die blechernen Löffel. Sie war ganz begeistert. Dies erinnerte sie an die allerschönste Zeit ihres Lebens. Und sie erzählte

Truppeneinmarsch auf bulgarisches Gebiet könne keine Rede sein. Daß man aber in England solchen Versicherungen nicht allzuviel Glauben schenkt, verwundert wenig. Bulgarien selbst soll schwer beunruhigt sein und auch die türkisch-bulgarische Nichtangriffserklärung hat die Situation kaum wesentlich entspannt. Im Gegenteil glaubt man, daß sich eine beschleunigte Entwicklung ankündige und der Einmarsch in Bulgarien demnächst beginnen werde.

Wie wird sich dann die **Türkei** verhalten? Auf diese Frage kann noch keine eindeutige Antwort gegeben werden. Allerdings hat der türkische Außenminister *Saradjoglu* dieser Tage zur bulgarisch-türkischen Nichtangriffserklärung betont, daß dadurch die türkische Außenpolitik keine Aenderung erfahren habe und daß die Türkei ihren Alliierten nach wie vor treu zur Seite stehe.

Gegenwärtig weilen, von *Kairo* kommend, wo wichtige Besprechungen mit General *Wawell* stattfanden (wohl als Auftakt zu neuen militärischen Ereignissen), der englische Außenminister **Eden** und der Chef des britischen Generalstabes, General **Dill**, in **Ankara** zur Abklärung der politischen Haltung der Türkei einerseits und der eventuellen militärischen Zusammenarbeit andererseits.

Und nun rückt mit dem morgen beginnenden März auch die angekündigte Intensivierung der Kriegshandlungen in bedrohliche Nähe. Wie ein Auftakt zu diesen muten die beiden **Reden** an, die letzten Sonntag **Mussolini** vor den fascistischen Kampfverbänden in Rom und **Hitler** am folgenden Tage im Hofbräuhaus in München anläßlich des 21. Gründungstages der Partei gehalten haben. Beide Reden waren nicht nur voll Sarkasmus gegenüber dem gemeinsamen Feind, sondern auch voll Zuversicht und Gewißheit in den schließlichen Endsieg. Mussolini gab dabei mit bemerkenswerter Offenheit die Mißerfolge in Libyen zu, diese jedoch als für den Endsieg ganz belanglos darstellend, während Hitler mit seiner Bemerkung, daß er in diesem Kampfe wenn nötig nicht nur das deutsche Volk, sondern auch *Europa* einsetzen könne und es auch tun werde, die Welt aufhorchen machte.

---

gung im Mai 1940 von einer ausgedehnten Europareise zurück. In einem noch auf dem Dampfer geschriebenen Artikel warnte sie vor der außenpolitischen Lahmlegung und Schwächung, welche die U. S. A. durch die innerpolitische Inanspruchnahme eines sechs Monate dauernden Wahlkampfes erleiden würde. Sie schlug der republikanischen Partei vor, auf die Nomination eines Kandidaten zu verzichten, und sich zusammen mit den Demokraten auf die Wiederwahl Roosevelts zu einigen. So wäre dem Land der Wahlkampf erspart geblieben, und alle Energien hätten sich schon 1940 auf die neue Aufgabe der nationalen Rüstung konzentrieren können. — Aber Mrs. Thompsons Vorschlag war zu außergewöhnlich. In der Folge ging sie zur offenen Unterstützung Roosevelts über.

Diese Stellungnahme war ein Zeugnis großen Muts und persönlicher Integrität. Mrs. Thompson riskierte damit ihre Stellung und ihre Karriere. Das wußte jeder ihrer Leser und Zuhörer, — ein Publikum von Hunderttausenden, wenn nicht von Millionen, — und die moralische Wirkung ihrer Artikel und Radio-Reden war umso größer. — Am Wahltag selber, dem 4. November 1940, hatte Mrs. Thompson während einer letzten kurzen Rede die Lacher, — und sehr viel mehr als dies — auf ihrer Seite, als sie erklärte: „Joe Louis (der Negerboxer) leistete gestern den größten Beitrag zur republikanischen Wahlkampagne in Chicago. Er sagte: ‚Willkie wird durch einen Knockout gewinnen'. — Wenn das amerikanische Volk knockaut geschlagen werden kann, dann wird Mr. Willkie sicherlich gewinnen. Wenn alle Mittel, das amerikanische Volk zu verführen, einzulullen und einzuschüchtern, gewinnen können, dann wird Mr. Willkie gewinnen... Demokratie, Amerikaner, ist eine Gesellschaft, wo die Leute nicht herumgepufft und -gestoßen werden können... Das ist die amerikanische Demokratie, das ist die Demokratie Lincolns, und das ist die Demokratie Roosevelts. Und darum wird Roosevelt gewinnen."

Roosevelt wurde wiedergewählt. Dorothy Thompson hat sich aber seit dem 4. November keine Ferien gegönnt. Sie hat nicht aufgehört, zu warnen, zu kritisieren, *die Menschen aufzurütteln aus geistiger Trägheit und moralischer Bequemlichkeit.* Die Themata ihrer Artikel, oder vielmehr die Anlässe zu ihren Artikeln bewegen sich auf einer Skala von außenpolitischen Analysen bis zur Besprechung von symptomatisch wichtigen Büchern oder Filmen. Kein Anlaß ist zu gering, kein Thema zu schwierig, kein Ereignis zu fremd oder zu weit entfernt, um Mrs. Thompsons Interesse zu beanspruchen und von ihr klar und scharf dargestellt und untersucht zu werden. Und jeder Artikel von Mrs. Thompson ist ein lesenswertes Dokument unserer Zeit.

Das Bundesgesetz über die Heimarbeit

Seit mehr als 30 Jahren sind Bestrebungen im Gange, die sanierungsbedürftigen Verhältnisse in der Heimarbeit zu verbessern. An Wünschen und Eingaben, an Versuchen und Anläufen zu einer gesetzlichen Regelung fehlte es nicht. Aber außer einigen Sondervorschriften, die während der Krise für die Seidenbandweberei, die Stickerei- und die Uhrenindustrie erlassen und zum Teil wieder aufgehoben wurden, bestehen heute noch keine Schutzvorschriften für die Heimarbeiter.

Erst im Juli 1938 hat der Bundesrat einen neuen Entwurf für ein *Bundesgesetz über die Heimarbeit* ausgearbeitet und den eidgenössischen Räten mit einer ausführlichen Botschaft unterbreitet. Nach mehrfachen Beratungen ist nun das längst erwartete Gesetz in der Dezember-Session dieses Jahres von National- und Ständerat

einstimmig angenommen

worden, und wir hoffen zuversichtlich, daß es bald in Kraft gesetzt werden könne.

Es bringt einige wenige, aber dringend notwendige Vorschriften, die zur Sanierung der Verhältnisse in der Heimarbeit beitragen werden, ähnlich wie seinerzeit mit der Einführung des eidgenössischen Fabrikgesetzes den Mißständen in den Betrieben begegnet werden konnte. Es liegen solche regelnden Maßnahmen ebenso so sehr im Interesse der Heimarbeit vergebenden Unternehmer, wie der direkt betroffenen Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen. Die

wichtigsten Bestimmungen

des neuen Gesetzes sind kurz zusammengefaßt folgende:

Im ersten Abschnitt wird festgelegt, das Gesetz gelte für die in Heimarbeit ausgeführten gewerblichen und industriellen Verrichtungen. Es sind ihm Heimarbeiter, Arbeitgeber und Fergger unterstellt, wobei diese Begriffe genau umschrieben werden. Nicht erfaßt wird Heimarbeit, die eher kaufmännischen Charakter hat, z. B. Schreibarbeit, Buchhaltungs- und Uebersetzungsarbeiten.

Im zweiten Abschnitt folgen einige Bestimmungen, die den Zweck haben, ganz allgemein das *Arbeitsverhältnis* der Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen zu regeln und in Zukunft eine Reihe von Uebelständen zu verhindern.

Der Arbeitgeber wird verpflichtet, dem Heimarbeiter bei der Arbeitsausgabe die *Arbeits- und Lohnbedingungen* deutlich bekannt zu geben. Die Uebernahme von Heimarbeit durch Kinder unter 15 Jahren ist verboten. Ein weiteres Verbot betrifft die Ausgabe und Abnahme von Heimarbeit an Sonn- und Feiertagen und an den übrigen Tagen vor 6 Uhr oder nach 20 Uhr. Diese Vorschrift hat den Zweck, Nacht- und Sonntagsarbeit nach Möglichkeit zu verhindern. Sodann wird bestimmt, daß der Lohn bei Ablieferung der Ware, mit einer Abrechnung und in bar zu entrichten sei.

Diese Vorschriften sind auf jedes Heimarbeitsverhältnis anwendbar, und wir sind auch überzeugt, daß jeder loyale Arbeitgeber zur Erfüllung dieser Pflichten ohne weiteres bereit sein wird.

Einer der bekanntesten Mißstände in der Heimarbeit sind die häufig unbeschreiblich niedrigen Löhne. Wie aus Berichten der eidgenössischen Fabrikinspektoren hervorgeht, kommen Löhne vor, die, auf die Arbeitsstunde berechnet, weniger als 20 Rp. betragen. Deshalb kommt dem dritten Abschnitt des Gesetzes, der Vorschriften enthält über die Einsetzung von Fachkommissionen und über die Festsetzung von Löhnen, größte Bedeutung zu. Allerdings sieht das Gesetz vor, daß diese Bestimmungen, im Gegensatz zu den oben erwähnten allgemeinen Vorschriften und zu den Kontroll- und Strafbestimmungen, nur in ganz bestimmten Fällen zur Anwendung gelangen.

Die Einsetzung von paritätisch zusammengesetzten *Fachkommissionen* durch den Bundesrat ist nämlich nicht von vorneherein für alle Heimarbeit vorgesehen, sondern nur für Erwerbszweige, in denen in erheblichem Umfange Heimarbeit vergeben wird. Als wichtigste Funktion ist diesen Fachkommissionen die Festsetzung von Löhnen zugedacht, aber wiederum nicht allgemein, sondern nur in solchen Erwerbszweigen, in denen die Heimarbeitslöhne außergewöhnlich niedrig sind.

Zu begrüßen ist die Bestimmung, daß die Lohnfestsetzung sich auch auf die Entschädigung für Material und Zutaten und auf den Entgelt des Ferggers beziehen kann.

Die *Kontrollvorschriften* beschränken sich auf ein Minimum. Es wird vorgeschrieben, daß Arbeitgeber und Fergger sich in ein Register eintragen lassen müssen, und daß sie ihrerseits über die beschäftigten Heimarbeiter ein Verzeichnis zu führen haben, das den Aufsichtsorganen zur Einsicht zur Verfügung stehen muß.

Mit dem Vollzug sind die Kantone betraut. Die Oberaufsicht führt der Bundesrat unter Heranziehung der eidgenössischen Fabrikinspektorate.

Dies ist in Kürze der Inhalt des Gesetzes, mit dessen Hilfe es möglich sein wird, die schlimmsten Auswüchse in der Heimarbeit zu bekämpfen. Eine Gefährdung der Heimarbeit in ihrem Bestand ist keineswegs zu befürchten. Im Gegenteil, diese solide Rechtsgrundlage wird den loyalen Arbeitgeber veranlassen, wieder vermehrt und mit gutem Gewissen Heimarbeit auszugeben und damit zahlreichen Existenzen, die auf Verdienst innerhalb des eigenen Heims angewiesen sind, ermöglichen, sich ohne öffentliche Unterstützung durchzubringen.

Wenn das Bundesgesetz über die Heimarbeit einmal in Kraft steht, wird ein kleiner, aber wichtiger sozialer Fortschritt erreicht sein.

A. M.

Die Hausfrau als Versorger der Familie

Gedankenlosen Menschen ist nie etwas aufgefallen, wenn früher bei Volkszählungen oder andern statistischen Erhebungen die *Hausfrau* jeweils in die Rubrik „Beruf" einschreiben mußte: *keinen*. Wie sehr Hausfrau-sein und als solche wirken ein Beruf ist, das heißt, eine Tätigkeit verlangt, die Kenntnisse erfordert und *Erwerb* bedeutet — auch wenn sie nicht in klingender Münze „verdient", das ist den klar Denkenden bewußt, muß aber gar vielen immer wieder neu gesagt werden.

Ein Entscheid des Bundesgerichtes mag hier beleuchten, daß auch die hausfraulich wirkende Gattin als

Versorger der Familie

gewertet wird, und mit Recht. Wir entnehmen der „Nat.-Zeitung" die Berichterstattung über einen Fall bundesgerichtlicher Entscheidung.

Im Kanton Neuenburg geriet in der Nacht des 9. Oktober 1938 ein durch die Scheinwerfer entgegenkommender Wagen geblendeter Automobilist auf das Trottoir, wobei er *eine Fußgängerin tötete*. Der Ehemann und die drei Kinder der Verstorbenen klagten gegen den Fahrer auf Schadenersatz und Genugtuung. Da der Schadenersatz bei der Haftung gemäß dem eidgenössischen Motorfahrzeuggesetz nach den Grundsätzen des Obligationenrechts über unerlaubte Handlungen zu bestimmen ist, galt hier, was in Art. 45 Absatz 3 OR. für den Fall der Tötung einer Person durch unerlaubte Handlung vorgeschrieben ist: „Haben andere Personen durch die Tötung *ihren Versorger verloren*, so ist auch für diesen Schaden Ersatz zu leisten."

Das *Bundesgericht*, das den Fall letztinstanzlich zu beurteilen hatte, betrachtet als Versorger nicht nur diejenigen, der für den ganzen Unterhalt einer Person aufkommt, sondern auch den, der nur einen Teil daran leistet, und da die Versorgung nicht nur in Geld, sondern auch in Naturalleistungen erfolgen kann, wird in seiner Rechtsprechung auch die *Hausfrau* als Versorgerin anerkannt, und zwar nicht nur da, wo ihr Arbeitserwerb für den erwerbsunfähigen Ehemann eintreten muß, sondern auch da, wo sie den *Haushalt* führt und der Mann im Erwerbsleben tätig ist. Im vorliegenden Falle hat die Frau sowohl im Feld als im Haushalt tüchtig gearbeitet. Der kantonale Richter hatte für die Bemessung des Schadenersatzes den Geldwert ihrer Tätigkeit auf jährlich 1200 Fr. angesetzt und angenommen, hiervon sei der vierte Teil der Familiengemeinschaft zugute gekommen. Das Bundesgericht war zwar an die tatsächliche Feststellung des Geldwertes von 1200 Fr. gebunden, lehnte aber die Auffassung ab, von der Tätigkeit der Verstorbenen sei nur ein Viertel der Familie gewidmet gewesen; in den Kreisen, denen die Kläger angehören, und im Hinblick darauf, daß sich der Haushalt trotz bedeutender Familienlasten gut über Wasser hielt, muß vielmehr angenommen werden, die arbeitsame und bescheidene Frau habe drei Viertel ihrer Arbeitskraft der Familie gewidmet.

Auf Grund dieser Annahme waren die Entschädigungen für die einzelnen Kläger zu bestimmen. Der Ehemann war 11 Monate nach dem Unfall gestorben und seine Ersatzforderung an die Kinder übergegangen; da ihm aber die Fürsorgetätigkeit der Hausfrau nur noch 11 Monate lang zugute gekommen wäre, hat der Beklagte auch nur für diese Zeitspanne Ersatz zu leisten. Die Kinder haben Anspruch auf Ersatz des Versorgungsschadens bis zu dem Zeitpunkt, wo sie normalerweise ihren Unterhalt selbst verdienen, nach der Rechtsprechung bis zum 20. Jahr. Da die älteste Tochter der Verstorbenen im Zeitpunkt des Unfalles schon mehrjährig war, steht ihr kein Ersatzanspruch zu, und der jüngeren Tochter, die neun Monate nach dem Unfalle die Volljährigkeit erreichte, ist der Ersatz nur für diese Zeitdauer geschuldet. Der Sohn hat noch Anspruch auf Ersatz des Versorgerschadens für fünf Jahre, wobei aber zu berücksichtigen ist, daß sich nach der Mehrjährigkeit der beiden andern Kinder die Fürsorge der Mutter ausschließlich ihm gewidmet hätte.

Das kantonale Gericht hatte den Klägern an Schadenersatz und Genugtuung gesamthaft rund 27,400 Franken zugesprochen, und da die Berechnungsweise des Bundesgerichts einen hiervon nur ganz wenig abweichenden Betrag ergab, wurde das kantonale Urteil bestätigt.

„Unschätzbare Dienste"

Vor kurzem hat eine ehemalige Volksschullehrerin, jetzt pensioniert, ihr Amt als Vorstandsmitglied eines Frauenvereins aufgegeben. Darüber lasen wir im Vereinsbericht: Frl. M. hat dem Verein jahrelang als eifriges Mitglied und dem Berner Oberland durch *soziale Pionierarbeit* unschätzbare Dienste geleistet. — Wenn heute in so vielen Schulpflegen die Tendenz besteht, keine Lehrerinnen anzustellen, dem jungen Lehrer allein den Weg offen zu halten, so denke man daran, daß bei solchem Verhalten ein großer Mangel und Schaden darin liegt, daß fraulicher Einfluß in der Schularbeit zu sehr ausgeschaltet würde und daß ein anderer spürbarer Schaden dazu käme: *das Fehlen der Mitarbeit der Lehrerin bei den sozialen Aufgaben in der Gemeinde.*

Ja gewiß, der Lehrer kann — hoffen wir, daß er musikalisch und muskelfest ist — den Männerchor leiten und das Turn- und Schießwesen mitbetreuen. All das ist wichtig und die Frau kann es nicht. — — Aber es gibt anderes wichtiges und das *kann sie*: sich der vielseitigen Aufgaben annehmen, welche in der Gemeinde auf sozialem Gebiet zu lösen sind: erzieherische Fragen außerhalb der Schule, Fortbildung der Jugendlichen, staatsbürgerliche Aufgaben der Frauen, armenpflegerische Hilfsarbeit, usf. Lehrerinnen arbeiten mit bei Pro Juventute, bei der Berufsberatung der Mädchen, beim Sonntagsschulunterricht, im Samariterwesen, sogar bei den jetzt überlasteten Gemeindekanzleien — nicht selten sind sie jetzt, zurzeit der lang anhaltenden Mobilisation nötigste Mitarbeiterin, und fähige Stellvertreterin bei manchen Aufgaben der mit zusätzlicher Arbeit überlasteten Gemeinden — — neben dem Schuldienst natürlich.

Frauen, kümmert Euch also um diese Dinge! Sorgt dafür, auch ohne Wahlrecht und Gemeinderatstitel, daß in Eurem Umkreis bei Lehrerwahlen die Lehrerin nicht übergangen wird. *Ihr habt* Einfluß, wenn ihr die Aufgaben sehet und Euch rechtzeitig und mit guten Begründungen einsetzet. —

Im Hintertreffen —

Die Gegenwart braucht die Kräfte aller bereiten Bürger; auch Mädchen und Frauen sind aufgefordert, auf alle Weise das Ihrige zu tun im Dienst der Heimat. Das Anbauwerk braucht ihre Kräfte, zum FHD benötigt man sie und schließlich ist es ja auch zu normalen Zeiten schon so gewesen, daß Haus- und Volkswirtschaft der Frau bedarf.

Aber noch sind sie keine Staatsbürgerinnen, wenigstens nicht in *Neuchâtel*. Dort hat man nämlich jetzt vor, die jungen Bürger ein erstes mal zur

Jungbürgerfeier

einzuladen, d. h. die mündig Gewordenen von der Behörde aus in feierlicher Stunde als Staatsbürger zu begrüßen. Neuenburg folgt damit dem guten neuen Brauch, der in den letzten Jahren bereits in vielen Städten und kleinern Ortschaften, z. B. in Biel, Luzern, Bern, Zürich u. a. O. eingeführt worden ist. Aber — zum Unterschied von den genannten Städten — will man in Neuenburg die Jünglinge allein zur Feier laden und nicht die Mädchen neben sie stellen.

Nun sind es etwa nicht allein die Kreise der organisierten Frauenbewegung, also der Vereine, die solches nicht richtig finden. *Die jungen Mädchen selbst* setzen sich zur Wehr. Eine Gruppe junger *Studentinnen*, die 1941 zwanzigjährig werden, hat dem Stadtrat laut „Mouvement féministe" den folgenden Brief geschrieben:

Michael von einem ländlichen Aufenthalt in einem kleinen Dorf, sie war damals acht Jahre alt. Jeder Tag wuchs zum Fest, der einzige Schmerz brachte die Stunde des Schlafengehens. Was machte sie eigentlich auf diese Weise froh? Es lag sicher nicht an Aeußerem. Aber ein Kind braucht so wenig. Da lebte eine alte Frau, die war so gut zu ihr. Wenn sie im Bett lag, strich sie mit ihren verarbeiteten Fingern die Decke glatt und zog die Vorhänge zu. Einen Spalt ließ sie offen, damit die Engel Gottes auf sie sähen. Es war nicht ihre Großmutter, kaum verwandt mit ihr. Aber sie liebte sie am meisten, mehr als Vater und Mutter. Am Morgen rief sie Christine in die Küche. Die Alte stand am offenen Herdfeuer. Nie würde Christine ihr Aussehen vergessen. Sie trug ein blau gedrucktes Kleid mit kurzen, weiß gestärkten Aermeln. Um das Kinn war ebenfalls ein weißes Tuch gebunden. Sie schöpfte mit einer kupfernen Kelle Milch aus einem großen Eimer. Christine mußte ihre Tasse holen. Sie trug sie ganz sorgfältig herbei an den beiden Henkeln. Bei den Stachel- und Johannisbeersträuchern stand ihr Tisch gedeckt. Sie brockte ihr Brot in die Tasse, es belustigte sie, wenn der weiße See beinahe über das Ufer lief. Wenn sie die Milch ausgetrunken hatte, stellte die alte Frau ein Schüsselchen mit Beeren vor sie hin und mit einem solchen Löffel machte sie sich hinter die Herrlichkeit.

Auf diese Weise erzählte Christine noch vieles. Sie war die Frau des reichen Landis, sie besaß ein schönes, weitläufiges Haus, auserlesene Gegenstände umgaben sie, jeder Wunsch, kaum ausgesprochen, wurde von ihrem Gatten erfüllt, der Tisch war mit weißem Damast gedeckt, Kerzen brannten in zitternder Vornehmheit, Silbergeschirr blitzte auf und erlosch... und Christine konnte das armselige Kinderlöffelchen nicht vergessen. Michael fand sie bezaubernd und rührend zugleich. Das war Christine, die anfänglich jedesmal rot wurde, wenn sie etwas von sich erzählte. So scheu war sie gewesen, rasch entgleitend, daß man nicht behutsam genug sein konnte. Etwas Abendliches, Verschwimmendes lag um sie, aber nun bekam er auch das Morgenhafte an ihr zu spüren. Wie glücklich es ihn machte.

Er mußte lachen, als er sah, daß er in seine Träumereien versunken, vor dem Landis'schen Hause anlangte. Von der Stadtkirche schlug es Mitternacht. Wie kam es, daß um diese Stunde hier noch alle Fenster hell beleuchtet waren? Christine erwähnte nichts von abendlichem Besuch. Dieses Haus in der Nacht mit seinen vielen hellen Fenstern bot einen angenehmen Anblick. Es lag etwas Offenes, Klares, Unverhülltes darin. Im Grunde mißfielen Michael die dämmrigen Winkel und Ecken. Er bekam plötzlich Lust, schnell hinaufzueilen. Nur guten Abend würde er sagen, gleich wieder gehen, das verstand sich von selbst. Es mochte freilich spät sein zu einem solchen Unternehmen, aber was schadete das in einem Hause mit hell erleuchteten Fenstern? Er blickte wieder hin. Alles dunkel. Er ging um das Haus herum, auch hier alles dunkel. Doch nein, da brannte ein Licht, es leuchtete durch die Bäume des Gartens. Es kam aus Christinens Zimmer. Sie begab sich wohl zur Ruhe. Er wollte stehen bleiben, bis das kleine Licht ebenfalls erlosch. Dann wollte er vor sich hin sagen: Gute Nacht, Christine. Es war unnötig, gewiß, doch dieser Tag begann so herrlich mit kindlichen Torheiten, nun konnte er eben so wohl auf diese Weise enden.

Michael zündete eine Zigarette an, kalt war es nicht. Er ging auf und ab, wartete auf das Erlöschen des kleinen Lichtes. Aber das Licht brannte weiter, nun ging er bereits viele Male vorbei. Er warf die Zigarette fort. Sie schmeckte ihm nicht mehr. Es fiel ihn etwas an, das Atmen wurde ihm schwer. Eine Last legte sich auf seine Brust, mit der Freude und dem Uebermut war es vorbei. Es dünkte ihn beinahe unerträglich, an dem Gitter zu stehen und in dieses stille unbewegliche Licht zu schauen. Warum ging er denn nicht weg, was fiel ihm ein, um fremde Häuser herum zu spionieren? Hatte er denn keine Scham?

Doch nun schien es, daß er den törichten Gedanken aufgegeben, Christine gute Nacht zu sagen. Das mochte ein anderer tun. Und er lief, die Hände in den Manteltaschen verkrampft, durch die menschenleeren Straßen. Er senkte den Kopf, er ging keineswegs mehr so frohen Mutes wie am Morgen. Plötzlich blieb er stehen, kehrte um und schritt den gleichen Weg zurück. Er stand wieder vor dem Gitter. Das ganze Haus lag im Dunkel.

— Gute Nacht, Christine — sagte Michael und nun ging er ohne weiteres heimzu.

Das helle Licht des Tages fiel in sein Fenster, als Michael erwachte. Die Uhr zeigte Elf. Doch ihn beschäftigte anderes, als ein verschlafener Morgen. Gleichgültig schien ihm alles, was vordem sein Leben ausgefüllt hatte. Wie eine Blume unversehens zu ihrer vollkommenen Schönheit erblüht, so war seine Liebe zu Christine zu eindeutigem Leben erwacht. Er wußte es erst seit dieser Nacht auf diese bestimmte Weise. Dieses Gefühl war so unfaßlich, so ungewohnt verwirrend, daß es ihn nur zu einem drängte, zu einem Wiedersehen mit der Geliebten. Und wie er sich diese Begegnung nun vorstellte, verschieden von dem bisher erlebten, kam eine brennende Ungeduld über ihn. Er beeilte sich, fertig zu werden, riß die Vorhänge auseinander, atmete tief die hereinströmende Luft und winkte einen Mann herbei, der mit einem Wagen voller Blumen vorbei fuhr. Er ging ihm bis zur Haustüre entgegen und erstand in einer aufgeregten Verschwendung alles, was ihm gefiel. Das Zimmermädchen, das eben Michaels Frühstück und Postsachen hinauf trug, konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

— Ein Brief für Sie, Herr Loser, und die Zeitungen. —

Immer zwei Stufen nehmend eilte er in sein Zimmer zurück. Er setzte sich zum Frühstück nieder schenkte sich Kaffee ein und öffnete erst dann in einer leisen Neugierde den Umschlag. Nein, das war kein gewöhnlicher Brief, er kam von Christine, sein Herz klopfte, als er die wenigen Zeilen überflog. Es stand nichts heiteres darin, im Gegenteil. Christine schrieb, daß sie heute verreise. Sie müsse weg, für kurz oder lang, das wisse sie selbst noch nicht. Er, Michael, werde wohl begreifen, daß dieser Entschluß aus ihrer inneren Not heraus komme. Kein Wort mehr. Nichts, was ihr Gefühl deutlicher verriet. Nur die wenigen Worte, daß sie fort müsse. Michael war wie vor den Kopf geschlagen. Jetzt ging sie fort, gerade jetzt, wo sein Leben eine andere Richtung nahm durch sie. Es ließ sich nicht ausdenken. Das hieß ja die stärkste Pulsader unterbinden. Wie ruhig sie es sagte, sie müsse fort... ja, ging denn dies an, hatte sie ein Recht dazu? Er stellte sich vor, wie sie diese Worte aufs Papier geworfen. Vielleicht gestern nacht, als er vor ihrem Fenster gestanden. Gebe Gott, daß es so war.

Im Grunde, wenn er es überdachte, stand hinter diesen Worten eine schreckliche Verzweiflung. Sie wußte also keinen andern Ausweg, nur den einen. Sie mußte fort. Arme, liebe Christine! Ach nein, vor ihm mußte sie nicht fliehen, er wollte sie nicht

„Herr Präsident,

Die Jugend unserer Stadt hat mit großem Interesse vernommen, daß die Behörden die Absicht haben, auf den 1. März zu einer Jungbürgerfeier einzuladen.

Wir möchten Sie anfragen, ob nicht die jungen Mädchen auch eingeladen werden könnten zu dieser patriotischen Kundgebung. Wir sind bereit, dem Ruf des Vaterlandes zu folgen und die Aufgaben zu erfüllen, die man uns anvertraut; mehrere unter uns, schon ehe sie ihr Mündigkeitsalter erreichten, sind schon für längere Zeit mobilisiert gewesen. Daher wagen wir zu hoffen, daß der Stadtrat unsern Wunsch verstehen wird, ebenfalls diesen Schritt zum Staatsbürgertum zu tun, und daß er auch die jungen Mädchen einladen wird, an der Veranstaltung vom 1. März teilzunehmen.

Mit hochachtungsvollem Gruß
Im Namen einer Gruppe junger Mädchen
der Stadt Neuchâtel
(es folgen zwei Unterschriften)

Es ist nun schwer zu glauben, daß auf diese Eingabe hin, die in der Ratssitzung durch ein liberales Ratsmitglied befürwortet wurde, der Wunsch der jungen Studentinnen, die für sich und ihre Altersgenossinnen plädierten, mit 23 gegen 5 Stimmen verworfen wurde.

Welch eine große Angst muß diesen Herren in den Knochen sitzen... Wir gehen wohl nicht fehl, daß die Beängstigung ihre Ursache in der in Neuenburg zurzeit noch hängenden Frage des Frauenstimmrechtes auf Gemeindeboden hat und daß das altbekannte Mittel „Wehret den Anfängen" sogar noch dort angewandt wird, wo eine harmlose patriotische Kundgebung, die heute mehr als je am Platz ist, Gelegenheit böte, Jünglinge und Mädchen der Heimat zu verbinden.

Erziehung zur Härte

Man schreibt uns:

Wohl als Auswuchs der gegenwärtigen schweren Zeit, des lange andauernden Militärdienstes mit seinen strengen Anforderungen an die Mannschaft, aber auch des einseitigen Einflusses aus den im Kriege stehenden, aufs höchste militarisierten Nachbarstaaten, muß es betrachtet werden, wenn sich immer häufiger der Ruf erhebt, speziell die Jugend zur „Härte" zu erziehen. Daß wir in unserer belagerten Festung Disziplin üben müssen, daß manche liebe Gewohnheit aufgegeben werden muß im Interesse des Ganzen, daß wir uns am besten schon freiwillig Einschränkungen auferlegen, ist vielen klar geworden. Sicher ist aber, daß wir diese schweren Zeiten nicht dadurch besser überstehen werden, daß wir „hart" werden, sondern wenn wir menschlicher, rücksichtsvoller und barmherziger werden, dann wird es am wenigsten Reibungen im engen Raume geben, dann wird auch am ehesten die für alle gültige und leider so wenig befolgte Regel „Und alles was Ihr wollt, daß Euch die Leute tun sollen, das tut Ihr ihnen" zur Anwendung kommen zum Wohle und zur Befriedigung aller. Mit Härte macht man Menschen rücksichtslos, oft grausam und zwar meistens gegen andere, nicht gegen sich selber. Härte ist unchristlich und wenn diese schwere Zeit von den Soldaten im Krieg und in Bereitschaft Härte verlangt, dann ist es die bittere Notwendigkeit unserer gegenwärtigen Verhältnisse. Die Jugend aber zu einer solchen Geistesverfassung erziehen zu wollen, hieße sie um das Beste, die Menschlichkeit, die Güte und die Liebe bringen, die mit Härte nicht vereinbar sind.

Hat es da einen Sinn, daß wir Schweizer unsere Jugend heute zur „Härte" erziehen lassen, daß wir ihr als höchste Tugend blinden Gehorsam und Ausschaltung des eigenen Denkens und vor allem des eigenen Gewissens darstellen und einprägen lassen, als ob der Krieg zum Dauerzustand in Europa erhoben werden könnte? Tun wir nicht besser daran, uns der wahren Werte der Menschheit zu erinnern, deren Vernachlässigung uns ja in dieses Chaos gebracht haben und deren Erneuerung uns allein wieder zu besseren, menschlicheren Zeiten führen kann? Nicht Härte, sondern Menschlichkeit, Schärfung des Gewissens, der Verantwortung sowohl sich selber als Gott gegenüber müssen wir unserer Jugend einpflanzen, soll sie fähig werden, die ihr zukommende Aufgabe der Schaffung besserer Verhältnisse und besonders glücklicherer Beziehungen von Mensch zu Mensch, von Nachbar zu Nachbar, von Land zu Land zu erfüllen und sich ihrer Verantwortung für alles, was sie tut, bewußt werden. M. W.

Kleines Kapitel zeitgemäßer Textilkunde

Für die Hausfrau und Käuferin genügte bisher das aus der Sekundar-, Fortbildungs- und Mittelschule stammende Wissen über Herkunft und Beschaffenheit der Textilien. Die der Textilkarte beigegebene Erklärung, daß Stoffe mit mehr als 10 Prozent Wollegehalt nur gegen vier Coupons abgegeben werden dürfen und die seit November geltende Vorschrift, daß Garnen und Stoffen aus Wolle, Baumwolle und Leinen 30 Prozent Ersatzfasern beigemischt werden müssen, zwingt uns, über moderne Textilfasern wenigstens notdürftig zu orientieren.

Dabei stoßen wir auf das Wort Kunst-Wolle. Als solche wurde früher umgetreffenderweise bisher bezeichnet, was aus Alt-Wolle wieder gewonnen wurde, heute jedoch die Etikette Reiß-Wolle trägt. Gewaschen, desinfiziert, karbonisiert, wird die verbleibende reine Wolle, um sie gut mischen und aufs neue verspinnen zu können, in kleinste Fasern zerrissen. Es ist selbstverständlich, daß die Qualität dadurch beeinträchtigt wird.

Um Verwechslungen zu vermeiden, erhält das vom lebenden Schaf, von Ziege, Kamel, Lama bezogene Wollhaar den Namen Schurwolle. Ob das durch allwöchentliches oder noch öfteres Auskämmen erhaltene Haar des Angorakanin mit zur Kategorie Schurwolle gehört, sind sich maßgebende Stellen noch nicht ganz einig. Unsere Wollindustrie scheint diese Einreihung abzulehnen. Sie wehrt sich ferner sehr gegen die Bezeichnung Zell-Wolle und verlangt dafür die im schweizerischen Zollreglement allein zulässige Benennung „Stapelfaser". Um zu erklären, was Zellwolle ist muß auf Kunstseide zurückgegriffen werden. Diese wird durch komplizierte Umwandlungsprozesse gewonnen, ursprünglich aus Baumwolle und Baumwollabfällen, dann aus Fichtenholz; neuerdings auch aus Buchenholz, aus dem Zellstoff von Stroh, Schilfrohr, besonderen Grasarten, aus dem Kraut von Kartoffeln und Sojabohnen, aus der Rinde einheimischer Maulbeerbäume usw. Kunstseide wird als glatter endloser Faden produziert. Aus dem gleichen Zellstoff lassen sich durch technische Aenderungen im Spinnvorgang oder durch nachträgliches Zerschneiden des Kunstseidefadens Fasern von beliebiger Länge (= beliebigem Stapel) gewinnen, die Zellwolle.

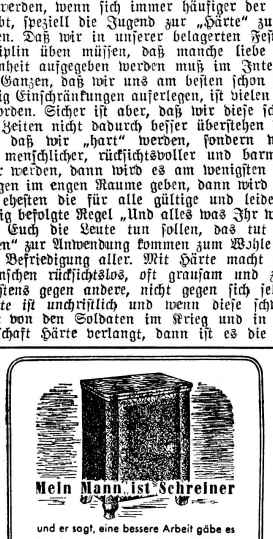
Diese kann glatt, für sich oder mit anderem Fasergut versponnen werden. Künstlich gekräuselt eignet sie sich ganz besonders zum Verspinnen mit Wolle und Baumwolle zusammen. Durch das Kräuseln wird zwar die chemische Beschaffenheit der Zellwolle nicht verändert, sie bewirkt aber luftigere Gewebe, die infolgedessen wärmer erscheinen als Kunstseidene.

Diese Erfahrung hat unsere Fabrikanten veranlaßt, kunstseidene Gewebe dadurch luftiger, voröser zu machen, daß man sie wollähnlich aufrauht. Besonders schöne Erfolge werden mit einem eigenartigen Produkt, mit „Luftbaltiger" Viskose-Zellwolle erzielt.

Ist einerseits unsere Industrie in der Zellwoll- und Kunstfaserproduktion hinter anderen Ländern zurück, so kann sie sich die dort gemachten Erfahrungen zunutze machen.

Bereits vor mehreren Jahren machte Italien durch sein aus Magermilch gewonnenes „Lanital" von sich reden. Dann erregten U. S. A. Aufsehen mit ihrem aus „Kohle, Wasser, Luft" reinsynthetisch erzeugten Nylon, das in Gestalt von feinen strapazierfähigen Damenstrümpfen schon millionenfach erprobt ist. Heute kommt — wiederum aus Italien — die Kunde, daß es endlich gelungen sei, Glaswolle zu erzeugen, die nicht mehr nur für technische Zwecke, sondern auch für Pullover-Garne geeignet sei. Sie soll warm halten wie Wolle.

Vergessen wir über all dem gewiß interessanten Neuem das Eine nicht: daß das schönste, edelste und auch Wärme spendende Gewebe die jahrtausendalte Seide ist. gt.



Was sagt die Leserin?

Zu „Was kann ich für die Heimat tun?" (vergl. Nr. 7 vom 14. Februar) macht eine Leserin vom Lande den Vorschlag,

„Putzkolonnen"

zu organisieren. Sie schreibt:

Die Bäuerinnen haben eine strenge Zeit vor sich. Sie werden dieses Jahr noch mehr als sonst draußen auf den Feldern und Aeckern mithelfen müssen, Mehranbau bedingt Mehrarbeit. Der Haushalt wird somit zu Nebensache, zur Nebenbeschäftigung. Fast nur so zwischenhinein muß das Essen für die vielen Personen gerüstet und gekocht, muß gewaschen und geflickt werden. Dabei wollen ihnen nun die Frauen aus den andern Ständen helfen, und es wird dies schon eine große Erleichterung für die Landfrauen sein.

Aber es gäbe noch eine andere Möglichkeit. Auch die Bäuerin hat es gern „gjunntiget". Aber wo soll sie nur die Zeit dafür hernehmen? Der Samstag ist, besonders während der großen Werken, in Heuet und Ernte, draußen ein strenger Tag. Es sollte noch so viel wie möglich unter Dach kommen, damit nicht etwa ein Wetterumschlag die Ernte vernichte. Sie muß das Putzen also bleiben lassen oder muß es am späten Abend, nach dem Feierabend machen, damit es ihr nicht mehr graust, und daß sie sich nicht schämen muß, wenn ein fremder Mensch daherkommt, denn was bringt doch das Mannenvolk immer an Erde und Schmutz an den Schuhen ins Haus! Ja, gar oft muß sie am Sonntagmorgen die Küche etwas in Ordnung bringen, das machen, was die ganze Woche über bleiben mußte, weil andere, wichtigere und dringendere Arbeit rief.

Das nun wäre eine Arbeit, die den Bäuerinnen abgenommen werden sollte — das „Samstigen". Wäre es nicht möglich, daß den geplagten Bäuerinnen dafür Hilfe würde? Oder ist es zuviel verlangt, daß die Städterinnen und nichtbäuerlichen Landfrauen und -mädchen in den Bauernhäusern putzen sollen? Landdienst — Dienst am Land wäre das. Wieviel wertvolle Kräfte könnten die Bäuerinnen so für die Arbeiten draußen sparen, die den Nichtbäuerinnen noch ungewohnter wären, als das Putzen im Bauernhaus.

Warum organisiert der Landdienst nicht — sagen wir einmal —

Putzkolonnen,

welche die Aufgabe hätten, am Samstag, vielleicht am Freitag schon, von Bauernhaus zu Bauernhaus zu gehen, jede Kolonne ihr Dorf, um Stuben und Küchen in Ordnung zu bringen? Zu dieser Art von Landdienst würden sich zwar nur diejenigen Frauen und Mädchen eignen, welche noch ein Feuer anzufachen verstehen, und die mit dem Schrubber fegen können, denn im Bauernhaus wird meistens mit Wasser und Bürste, nicht mit Stahlspäne und Wichse geputzt. In jeder Kolonne eine Geübte, den ungeübten Hilfen zugeteilt, würde über die ersten Hindernisse hinweghelfen. Und eine große Dosis Takt würde es dazu brauchen, denn nicht jedermann läßt die Bäuerin gerne in ihrem Haushalt schalten und walten. Aber mit gutem gegenseitigem Willen und Vertrauen würde die Putzhilfe sicher von großem Nutzen sein. Eine frischfröhliche Arbeitsgemeinschaft und ein „Sich-besserkennen-lernen" von Stadt und Land, Bürger und Bauer würde daraus erfließen. M. Sch.-E.

Kleine Rundschau

Eine Nonne erhält das französische Kriegskreuz

Die Oberin des in unmittelbarer Nähe von Lyon gelegenen Klosters Montluzon, Schwester Clotilde, ist dieser Tage mit dem französischen Kriegskreuz ausgezeichnet und zugleich im Armeebefehl zitiert worden. Sie hatte am 19. Juni 1940 während des Vorrückens der deutschen Truppen das Kloster den Franzosen als Artilleriestellung zur Verfügung gestellt und während der sich darauf abspielenden erbitterten Schlacht sich der Pflege sowohl der Verwundeten wie der wegen Krankheit zurückgebliebenen Schwestern gewidmet. Als nach der Einnahme durch die Deutschen ein deutscher Offizier, den Revolver in der Hand, Schwester Clotilde zur Rede stellte, wie sie es habe zulassen können, daß das Kloster in eine förmliche Festung verwandelt worden sei, entgegnete sie: „Gewiß, wir sind Nonnen — aber wir gehören mit Gut und Blut zu Frankreich, das nach seinem Gutdünken über uns verfügen kann." Worauf der Offizier die Waffe einsteckte, militärisch grüßte und mit den Worten „Gott hat Sie beschützt!" sich entfernte.

Vom FHD

Vom Armeestab, Abt. Presse und Funkspruch, geht uns der folgende Aufruf zu:

Der F. H. D. ruft:

Am 16. Februar 1940, also genau vor einem Jahr, wurde auf Befehl des Generals die Sektion F. H. D. im Armeestab gegründet. Ein Jahr ist nun verflossen — ein Jahr, schicksalsreich wie wenige in der Geschichte! Unser Land ist von Kriegsnot verschont geblieben, aber noch scheint der Friede weit entfernt! Wir wissen nicht, was uns die Zukunft bringen wird; aber eines wissen wir: der Aufgaben werden nicht weniger, sondern mehr!

In den bangen Maitagen des verflossenen Jahres meldeten sich Tausende von Frauen in entflammter Opferwilligkeit zum militärischen Hilfsdienst. Sie haben vielfach der Armee sehr gute Dienste geleistet. In Einführungskursen sind einige Tausend Frauen und Töchter auf ihre Aufgabe militärisch vorbereitet worden: sie haben sich an soldatische Art und Disziplin gewöhnt. Neue Einführungskurse sind vorgesehen und teilweise im Gang. Der militärische F. H. D. braucht aber noch neue Kräfte! Die Erfahrungen, welche mit den Dienstleistungen der Frau gemacht worden sind, zeigen, daß die Armee durch sie eine wertvolle Hilfe gewinnt. Deshalb werden in der nächsten Zeit in allen Kantonen neue Musterungen durchgeführt. Die Frau oder Tochter, die über ihre Zeit verfügen kann, die sich dem Vaterland in ernster Stunde zur Verfügung stellen will, die wirtschaftlich abkömmlich ist, beziehe einen Fragebogen bei der Militärdirektion ihres Wohnkantons, fülle ihn genau aus und sende ihn wieder an die gleiche Stelle zurück; nach kurzer Zeit wird sie zur Musterung aufgeboten werden.

Frauen und Töchter! Wartet nicht auf den Ernstfalls, steht nicht beiseite! In der heutigen Zeit muß jede Frau dem Lande helfen — sei es in treuer Pflichterfüllung im Geschäft oder im eigenen Heim — oder sei es, indem sie sich in die Reihen des militärischen F. H. D. eingliedern läßt.

Berichtigung.

Einem Irrtum in der Druckerei zufolge wurde der zweite Teil des Artikels „Internierten-Fürsorge" von Frieda Schmid-Marti der von der „Soldatenwächerei" für die polnischen Internierten erzählte, in der letzten Nr. unter dem Titel „Was kann ich für die Heimat tun" gesetzt. Der Artikel mit dieser Ueberschrift war aber schon in Nr. 7 vom 14. Februar ganz erschienen. Wenn schon auch diesmal von Heimatdienst die Rede war, so soll diese verwirrende Verwechslung doch klargestellt sein mit der Bitte, sie zu entschuldigen. Red.

Kurse und Tagungen

Sonntag, 9. März,

Zürcher Kantonaler Frauentag
im großen Saal der Börse, Bleicherweg

Fest stah und werche!

10.30 Uhr: Begrüßung
Dr. Arnold Jaggi, Bern:
Eidgenössische Besinnung

12.30 Uhr: Gemeinsames Mittagessen („Waag", Münsterhof)

14.00 Uhr: Dr. Fritz Wahlen, Bern:
Unsere Landesversorgung — unser Anbauwerk
Aussprache

Nachher gemeinf. Kaffee in der Waag

Veranstalter:
Frauenzentralen Zürich u. Winterthur

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Sanitätsgeschäften
VERBANDSTOFF-FABRIK ZÜRICH A.-G., ZÜRICH 8

erschrecken. Er stand auf, suchte nach seinem Hut. Die Blumen ließ er liegen, vielleicht fand er Christine noch zu Hause. Sie sollte nicht fort, seinetwegen bestimmt nicht. Und er eilte durch die Straßen, wie dumm, wie unverantwortlich, daß er so lange geschlafen. Er läutete zweimal, dreimal, warum ließ man ihn warten? Das Hausmädchen öffnete endlich. Sie sagte:

— Frau Landis ist vor einer Stunde verreist.

Michael Loser ging geradewegs zu seinem Freunde dem Schreiner. Dieser stand an der Hobelbank und nickte dem Eintretenden zu, ohne in seiner Arbeit inne zu halten. Er trug einen blauen leinenen Anzug; die hellbraunen Haare schienen leicht bestäubt, das Gesicht war von der Anstrengung getötet. Es roch nach frischem Holz und Leim; der Fuß versank in trocken raschelnden Hobelspänen. Michael trat näher.

— Ah — rief er. — Sie haben den Stuhl begonnen? —

Hätte er zu einem Künstler gesagt, sie haben wohl das Bildnis ihrer Geliebten begonnen, so hätte der Ton seiner Stimme nicht ehrfürchtiger sein können. Martin nickte und wies mit dem Kinn nach dem Pult, worauf einige Blätter lagen.

— Sie können sich die Zeichnungen anschauen, sie sind in allen Einzelheiten fertig. —

Er stand am andern Ende der Werkstatt.

— Sehen Sie, ich muß mich sputen, er soll unbedingt fertig werden zu Agatens Geburtstag. Sie ahnt natürlich nichts davon. —

Michael schwang sich nach seiner Gewohnheit auf das Gesimse. Er sah nieder auf das Herz der Stadt, auf die Anhäufung von Dächern, Kuppeln, aufragenden Türmen, auf das wirre Durcheinander das von der Mittagssonne beschienen wurde. Von dem bewegten Mittelpunkt aus zogen sich gleich Adern lange Straßenzüge, die sich im bläulichen Dunst verloren. Fern am Horizont ahnte man den See. An besonders hellen durchsichtigen Tagen konnte man ockergelbe Segel darauf erkennen.

Michael Loser schaute nach dem einen Hause. Es war leicht zu finden, es lag abgerückt von den andern und die Wipfel einiger hoher Bäume ragten bis zum Dach. Eine müde Verdrossenheit bedrückte ihn. Er wußte nichts mit sich anzufangen. Unvermittelt sagte er, ohne den Kopf zu wenden, scheinbar in die warme Mittagsluft hinaus:

— Wissen Sie es schon, Frau Landis ist abgereist. —

Nun legte Martin sein Werkzeug nieder. Besorgt trat er näher. Sein hartes Gesicht bekam einen Ausdruck von Verstehen und Güte.

— Dann hat sie es schwer. Und Sie auch — fügte er hinzu. Und als sich Michael mit düsterem Gesicht abwandte, kam ihm ein Gedanke.

— Tun Sie mir einen Gefallen, Bester. Aga ist drüben. Sie ist allein. Wollen Sie sie nicht aufsuchen, und von mir grüßen? —

— In meiner karmonanten Stimmung? Nein, morgen vielleicht. Auf Wiedersehen. —

Er sprang über das niedere Gesimse in den kleinen, gepflasterten Hof hinunter. In diesem Augenblick wurde die Gartentüre geöffnet und Agate erschien auf der Schwelle.

— Guten Tag, Herr Loser, hat Sie Martin fortgeschickt? Nun, trösten Sie sich Auch ich bin verbannt aus seiner Nähe. Er hat Geheimnisse. —

Sie lachte.

— Wie, Sie haben Eile! Ach was, einige Minuten können Sie mir doch schenken. Ich muß Ihnen zeigen, wie fleißig ich war. —

Agate ging ihm munter voran durch die Pforte, die so nieder war, daß Michael sich bücken mußte. Sie führte ihn vor die Gemüsebeete, erklärte eifrig alles. Er hörte höflich zu aber ihre Worte glitten an seinem Ohr vorbei. Sie hatte einen bräunlichen Hals, ein ausdrucksvolles Gesicht und dunkle, dicke Haare. Wie Martin trug sie ebenfalls einen blauleinenen Anzug, er war nach bäuerischer Art zugeschnitten, was sich an ihr beinahe wie eine Verkleidung ausnahm. Er konnte das Damenhafte ihres Wesens nicht verbergen. Wie sie mit dem Zeigefinger die feuchte Erde lockerte, um einer Pflanze besseren Halt zu geben, sagte Michael unvermittelt:

— Ich finde Ihr Gewand unnatürlich. —

Agate errötete. Aber dann meinte sie einfach:

— Martin wünscht es so. Er mag nur diese groben, leinenen Stoffe. Spitzen haßt er. —

— Und Sie, Frau Agate? —

Sie lachte.

— Ich? Nichts hindert mich, seinen Wünschen entgegen zu kommen. Mag er mich so, gut, wünscht er in mir die Dame von ehedem zu sehen, so grabe ich meine Spitzen und seidenen Tücher hervor. Das ist doch höchst einfach, nicht wahr? —

— In der Tat, — sagte Michael beinahe höhnisch.

— Kommen Sie, — sagte die junge Frau und spülte sich die Finger in der Gießkanne.

— Wir sind noch nicht fertig. Gedeihen meine Blumen nicht schön? Ich bin stolz darauf. Martin versprach mir, hier eine Bank zu zimmern. Jetzt findet er keine Zeit, der Aermste, er arbeitet bis spät in die Nacht hinein. Aber es ist ein Glück, daß er zu tun hat, — fügte sie sachlich hinzu, — es ging auch schon ziemlich flau. —

Agate führte nun den Gast über einige Stufen zu der Laube, die man durchqueren mußte, um in die Wohnung zu gelangen. Michael kannte bereits alles, dieses Gartenhaus, anders konnte man die leichte Behausung kaum nennen, besaß nur einen Reiz, den der Einsamkeit. Jedesmal beschlich Michael beim Anblick dieser zwei getünchten Kammern dasselbe Gefühl: Scheu vor der Dürftigkeit, die von den fast leeren Räumen ausströmte, Scham über die Ansprüche des eigenen Wesens, in die er sich verstrickt wußte.

Michael setzte sich auf eine Truhe, welche am Fenster stand und als Agate von der Küche, die nur ein kleiner Winkel war, hereinkam, sagte er ohne Umschweife:

— Wie können Sie es auf die Dauer hier aushalten, Frau Agate? Ich dachte zuerst, es sei eine romantische Laune, die allerdings für eine solche reichlich lange dauert. Sie selbst erzählten von dem letzten Winter, der so streng gewesen sei, daß Ihr kleiner Ofen nicht stand gehalten. Frieren versetzt gewöhnlich in schlechte Laune. Sie besaßen Humor genug, die Zeit als einen frostigen Scherz zu bezeichnen. Kurz nachdem ich Sie kennen lernte, traf ich Sie dabei, wie Sie in Ihren Koffern kramten. Sie wogen einen schönen, warmen Mantel in der Hand, den Sie wohl ehedem im gedolsterten Wagen auf dem Wege zum Ball trugen.

— Glauben Sie, daß es Martin schmerzt? — fragten Sie zaghaft. Sie waren stark erkältet und husteten unaufhörlich Ich will Ihnen etwas sagen, Frau Agate. In diesem Augenblick nannte ich Martin einen eigensinnigen Narren, ich schrie ihm. —

— Wie konnten Sie nur, Michael, Sie, der Sie ihn kennen Mir man etwas tun, so soll man es auch ganz tun. Halbheiten mögen wir alle beide nicht —.

(Fortsetzung folgt.)

Versammlungs-Anzeiger

Schaffhausen: Vereinigung für Frauenstimmrecht, Dienstag, den 4. März, 20 Uhr, in der Randenburg, Vortrag von Georgine Gerhard: „Unsere Einstellung zu den Erneuerungsbewegungen in unserem Lande." Gäste willkommen.

Zürich: Lyceumclub, Rämistraße 26, 3. März 17 Uhr, Musikfektion. Konzert: Elsa Bollier, Pianistin aus Pverdon. Werke von Bach, Granados, Mompou, Blanchet, Chopin. — Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Bern: Schweiz. Bund abstinenter Frauen, Ortsgruppe Bern: Dienstag, 4. März, 20 Uhr, im „Daheim", Zeughausgasse: Jahresversammlung. Nach Erledigung der ordentlichen Geschäfte wird Frau Dr. Bracher aus der Gründungszeit unserer Ortsgruppe erzählen. — Gäste willkommen!

Zürich: Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit, Gruppe Zürich. Mitgliederversammlung, Freitag, den 28. Februar, 20 Uhr, Schanzengraben 29: Vortrag von G. Gerhard, Basel. „Unsere Einstellung zu den Erneuerungsbewegungen unseres Landes".

St. Gallen: Frauenzentrale, Dienstag, den 4. März, 19.45 Uhr, im Industrie- und Gewerbemuseum: 5. Vortrag der Serie „Wir Frauen von heute und unsere schweizerische Demokratie". — Vortrag von Elisabeth Müller: „Erziehung von heute." — Eintritt frei.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 3 22 03.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 8 12 08.
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen, Tellstr. 19.

Inserate
im Schweizer Frauenblatt haben guten Erfolg

Schlör und obi
Führende Qualitätsmarken!

SCHAFFHAUSER WOLLE

Wo kauft die Frau in Zürich?

Vertrauenshaus
für gepflegte Ia.
Wäsche-Aussteuern
MÜLLER x Sommerau
THEATERSTR. 8 b. BELLEVUE ZÜRICH

Bébé
Austattungen
in gediegenen Ausführungen
couponfrei
bei
MÜLLER x Sommerau
THEATERSTR. 8 b. BELLEVUE ZÜRICH

Frau H. Bauhofer-Kunz & Tochter
Atelier für orthopädische u. modische Korsetts
Zürich 1, Münsterhof 16, II. Etage - Tel. 36.340
SPEZIALITÄT: Maßanfertigung von Stützkorsetts, Umstandskorsetts, Leibbinden, Brustersatz (nach Operation), Schalenpelotten für Anuspräter und Rectum. Seit Jahren für Aerzte und Spitäler tätig

TELEPHON 3 46 86
TELEGRAMM-ADRESSE: BLUMENKRÄMER
Blumenkrämer
„Das Haus, das jeden zufriedenstellt"
ZÜRICH
BAHNHOFSTRASSE 38

Couture und feine Confection
Paris-Elégance
Inhaberin: Betty Lüscher
Weinbergstr. 17. Zürich 1

Gerstlauen TEA-ROOM
Bleicherweg 11-13 · Seefeldstr. 40 · Telefon 3 49 94
Bekannt für Qualitätsgebäck

Bandagen- und Sanitätsgeschäft
A. Ammann-Notz
Bandagist. Orthopädist Tel. 7 51 41
Löwenstraße 31, Zürich
Kampfadernstrümpfe nur vom Fachgeschäft

Jede Frau berücksichtigt bei Anschaffung von
Vorhängen
gefälligst das Spezialgeschäft von
Frau L. GROB, kl. Augustinergasse 52

MANZ
Konfitüren
sehr fein
Die seit 50 Jahren anerkannte Qualität unseres Hauses. Sorgfältigste Zubereitung unter Verwendung nur erstklass. Früchte.
Im Offenverkauf: per ½ kg

Zwetschgen	–.70
Reineclauden	–.60
Johannisbeeren	–.85
Brombeeren	–.90
Heidelbeeren	–.75
Kirschen	–.90
Erdbeeren	–.90
Aprikosen	–.90
Himbeeren	–.90
Orangen	–.50
Preißelbeeren	–.90
Apfelgelee	–.60
Brombeergelee	–.90
Johannisbeergelee	–.90
Holdergelee	–.80
Himbeergelee	–.95
Wachholderlatwerge	1.35

8% Rückvergütung
im Stadtgebiet Lieferungen von 2 kg an franko ins Haus.
Prompter Versand nach auswärts.
Manz & Co.
Zürich, Zähringerstr. 24
Telephon 21758
Bei größeren Bezügen verlangen Sie Spezial-Offerte.

Zur Konfirmation
Konfektion
für Söhne und Töchter
Große Auswahl in unsern bekannt guten Qualitäten
WOLLSTOFFE
SEIDENSTOFFE
Wir bitten um Ihren unverbindlichen Besuch
Biedermann & Co.
ROTHAUS WINTERTHUR MARKTGASSE 37 TELEFON 22772 & 22773

Sie dürfen
vertrauen!
Als bedeutende Zürcher Radiofirma bedient gut und vorteilhaft
Paul Zeli
Zürich-Wollishofen
Albisstr. 10 Tel. 50617

Berücksichtigen Sie die Inserenten dieses Blattes

An erster STELLE
Etter-Egloffs
Teigwaren
Fabrik gegründet 1845 in Weinfelden

Die *Pensionshäuser*
der **FREUNDINNEN JUNGER MÄDCHEN**
in Zürich P 5760 Z
Pension Stadelhofen, Stadelhoferstr. 24
Pension Sihlwart, Gerechtigkeitsgasse 26
Neues Töchterheim, Lutherstr. 20 (beim Stauffacher)
bieten **weiblichen Erwerbstätigen,** sowie **Lehrtöchtern, Kursteilnehmerinnen** etc. freundliche Unterkunft bei gesunder, reichlicher Kost. Volle Pension Fr. 3.70 bis 5.–,

VZM-YOGHURT
Marke Axelrod
seit 30 Jahren bewährt!
VZM
Vereinigte Zürcher Molkereien

Seit 50 Jahren
schätzen die Hausfrauen
MEYER'S TEIGWAREN
wegen ihrer Güte und Ausgiebigkeit
GESCHW. MEYER, Teigwarenfabrik, Lenzburg
gegr. 1890
Ein von Frauen geleitetes Unternehmen

Gesucht in größeres Textilunternehmen
Directrice der Tricot- oder Wäschebranche
nicht über 35 Jahre alt, Protestantin mit tadellosem Leumund Unerläßliche Bedingungen: gründliche Kenntnisse der Fabrikation. Eignung, einem mehrhundertköpfigen Personal vorzustehen. Organisationstalent zwecks Einteilung der Arbeit. Musterdirektricen stehen zur Verfügung.
Sehr gut honorierter Lebensposten.
Ausführliche handgeschriebene Offerten mit lückenloser Beschreibung des Lebenslaufes unter Beilage einer aktuellen Photo sind unter **Chiffre O. 1966 G** an **Publicitas A.-G., St. Gallen** zu richten.

Brun. 500 Gr
EIER-HÖRNLI
PAUL HOTZ Teigwarenfabrik A.G.
WILA
Hotz A.G.
TEIGWAREN
sind Vorzüglich

Detektiv K. Lier streng diskret erstes Spez.-Büro
schafft Klarheit in Vertrauens-Ehesachen, Vaterschafts-Prozessfällen! Beobachtungen, treffsichere Heirats & Spez.-Auskünfte Löwenstr. 56 Bahnhof, Zürich 1, Tel. 3 29 18
d. Detektiv d. Stadt Zürich & Fremdenpolizei

CLAASSEN
NUR 115.- 140.- 190.-
(oder nur 10 Raten à Fr. 13.—, 16.— und 21.50)
Höchste Saugkraft, geräuschlos, radiostörfrei, verchromt. 12 Bestandteile, alle inbegriffen! Neueste, modernste Ausführungen! **2 Jahre Garantie!**
Der einzige, vielseitigste, bewährteste und vorteilhafteste Staubsauger in diesen Preislagen, der ununterbrochen seit **12** Jahren mit grossem Erfolg verkauft wird!
Lassen Sie sich auch unsere Staubsauger ohne jeden Kaufzwang vorführen. Es kann nichts schaden, höchstens nützen! Ganz freie Besichtigung!
Badenerstrasse 9 bei der Sihlbrücke Telephon 5 93 06 **Zürich**
Bitte aufbewahren!